1838. Breslauer Bote. Lief. 19.

Sechster Jahrgang.

Breslauer Blätter

für heitere und ernste Unterhaltung.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle 14 Tage eine Lieferung 1½ Bogen stark, mit einer guten Lithographie für den Preis von 2 Sgr. die jedesmal erst beim Empfange einer Lieferung zu entrichten sind. Bekanntmachungen, sowohl literarische als auch anderer Art, werden gegen Insertionsgebühren von ½ Sgr für die Zeile aufgenommen. Auswärtige können sich mit Bestellungen an die resp. Post-Aemter und Buchhandlungen wenden.

Verlags-Comtoir in Breslau. Katharinenstraße Nr. 19. (Erste Etage.)

Zur Abbildung.

Quedlinburg.

Die Stadt Quedlinburg im Harz hat über 12,000 Einwohner, drei große Plätze und gegen 20 Thurmspitzen. Das Schloß mit seinen vielen Giebeln und seinem ansehnlichen Thurme ragt vor Allem hervor; in seinem Münster werden die marmornen Grabstätten des Kaisers Heinrich und der Kaiserin Mathilde vor dem Altare des heiligen Petrus gezeigt. Unter der Kirche befindet sich ein Grabgewölbe, dessen Trockenheit die ältesten Leichen unverwest erhält, und in dem man die leibhaftige schöne Gräfin Aurora von Königsmark wohl erhalten, wenn auch etwas eingetrocknet und mahagonifarben, betrachten kann. Ferner werden in einem uralten Gewölbe neben der Sakristei, die Zyther genannt, unzählige Seltenheiten aufbewahrt, so: ein kostbarer Steinkrug von der Hochzeit zu Kanaan, ein mit Edelsteinen besetzter Bartkamm Heinrich des Finklers, eine Bibel, die Luther selbst gebraucht. Ein merkwürdiges Gebäude ist auch das Rathhaus, in dem sich ebenfalls eine Menge Alterthümer befinden, so: der hölzerne Käfig, in welchem man den gefangenen Raubgrafen Albert von Reinstein zwei Jahre hindurch gefüttert, sein Schwerdt, Armbrust und Streitkolbe, ja sogar auch sein Trinkbecher, den er nach guter deutscher Weise immer am Sattelknopf geführt. — Quedlinburg ist berühmt als Geburts-Ort Klopstocks, dessen Büste auf einer Marmor-Säule im Lustwäldchen des Brühl steht. Es besitzt ein Taubstummen-Institut, Woll-Manufakturen, eine hydraulische Oelpresse, eine Bleiweiß- und Schrotfabrik. Sein Name soll zuerst Quidilingaburg gewesen sein, und aus dem Dorfe Quittingen entstanden sein, und dem alten Kastell, welches Heinrich I., um 927 auf dem Felsen über dem Dorfe erbaute.

Die Staatssklaven.

(Fortsetzung).

„Und was werden Sie nun machen? wo ist er?“ fragte Cecilie.

„Er ist hier, im Kerker. Es ist ein verwegner, zu Allem fähiger Mensch, ich traue den Leuten des Gefängnisses nicht, einen solchen Banditen zu bewachen.“

„Da er zu verkaufen ist . . . ich habe Lust ihn zu kaufen,“ sagte Cecilie nach einem Augenblick von Ueberlegung, und so als ob sie diesem Vorschlage keine große Wichtigkeit beigelegt hätte; „mein Herr, Sie könnten auf diese Art die Kosten einer Auktion ersparen. Es ist entschieden, dieser Staatssklave wird mir zugehören.“

„Mein schönes Mündel, das kann nicht sein,“ entgegnete Herr von Rebeliere lebhaft, „ich lehne mich dagegen auf.“

„Oh!“ sagte sie, zu lächeln versuchend, „wenn ich es dennoch wollte? Ich bin jetzt mündig. Sie können mir nicht mehr sagen: „Ich lehne mich dagegen auf.“

„Nun, Sie scherzen.“

„Aber nein, ich scherze nicht, ich schwöre es Ihnen.“

„Ei, denken Sie doch nicht daran diesen Mulatten zu kaufen, was wollten Sie mit ihm machen? Es wäre eine

Thorheit; Sie sind zu gut ihn zu bändigen. Er hat mich beleidigt, bedroht; ich will ihn strafen! Ich werde ihn kaufen." — Herr von Rebeliere wendete sich gegen seine Frau und sie betrachtend warf er hin: „Ich habe geschworen, daß er unter der Peitsche des Aufsehers sterben soll!" — Sie schauderte, ihre Stirn bedeckte sich mit einem kalten Schweiß, sie wurde beinahe ohnmächtig; in diesem Augenblick begriff sie erst, daß Herr von Rebeliere sie errathen hatte. Er fuhr ruhig fort: „Ich habe geglaubt, daß dieser Elende seinen Tagen auf dem Wege von den „warmen Bädern" hierher ein Ende machen wurde; er versuchte sich vom Pferde zu werfen, auf welches man ihn gebunden hatte; — er hat zwei schreckliche Wunden. Diese Leute haben weder Furcht vor Gott, noch vor dem andern Leben; sie sind zu allem fähig, selbst sich zu tödten."

„Keine Furcht vor Gott" wiederholte Cecilie; „aber wenn Sie welche empfänden, mein Herr, so würden Sie menschlicher mit diesem Unglücklichen umgehen!"

„Das sind überseeische Vorurtheile! Sie werden dieselben nach einigen Jahren Aufenthalts in diesem Lande verlieren, mein theures Mündel, Sie werden besser unsere Vorrechte über die Neger-Race begreifen; diese Leute sind Bestien, Eleonore hat richtigere Ansichten, als die Ihrigen hierüber sind; ich bin sicher, daß Sie dies alles billigt, nicht wahr meine theure Freundin?"

„Verzeihung mein Herr, ich weiß nicht," sagte sie, sich rasch umdrehend, „ich hörte nicht die Unterhaltung; ich habe ein schreckliches Kopfweh." — Sie ließ ihre Stirn in ihre aufgestützten Hände zurückfallen.

Herr von Rebeliere erhob sich. „Sie sind erschöpft, meine theure Freundin," sagte er, die Hand auf die Schulter seiner Frau legend; „kommen Sie, wir wollen uns legen."

Sie gehorchte wankend und sich kaum fortschleppend. Bevor sie ging wendete sie sich gegen Cecilie, welche bleich und bestürzt vor der Tafel sitzen blieb; sie wechselten einen Blick voll Schreck und Mitleiden.

Herr von Rebeliere unterstützte seine Frau und führte sie indem er sagte: „Nun meine theure Eleonore, stützen Sie sich auf mich, Sie sind ganz bleich, wenn ich Sie so sehe, habe ich an nichts Freude."

Frau von Rebeliere lächelte bitter und ging mit herabhängenden Armen, gesenkter Stirn davon, wie ein Opfer, welches sich seinem Schicksal unterwirft. Sie begriff, daß durch irgend eine Angabe, durch irgend einen unglücklichen Zufall ihr Mann ihre Verhältnisse zu dem Mulatten erfahren und daß er die Leidenschaft, welche sie so tief in ihrem Herzen verborgen trug, errathen hatte, aber sie wußte wohl, daß er Donatien unter ihren Augen tödten könnte, ohne ihr den Grund dieser schrecklichen Rache vorzuwerfen. Sie verstellte sich auch, sie verhehlte ihren Haß wie sie ihre Liebe verhehlt hatte, und verschloß ihre Thränen, ihre Verwünschungen und ihre Schrecken in die geheimsten Falten ihrer Seele.

Cecilie eilte auf die Terasse, sie hatte Luft nöthig, sie erstickte. Sie wendete ihr Gesicht gegen den frischen Nachtwind, sie erholte sich und konnte endlich weinen. Nach und nach beruhigte sich ihre Bewegung und sie fing an über das nachzudenken, was in dieser verzweiflungsvollen Lage zu thun möglich sei.

Es war jetzt beinahe Mitternacht; der Mond, dessen letzter Wiederschein am Horizont erglänzte, verschwand so eben hinter den Bergen; große Wolken, vom Winde zerrissen, jagten rasch nach Osten und schienen sich auf dem Gipfel der Berge zu Haufen, von wo seltne Blitze herausprangen. Alles schlief im Hause, in den Hütten der Neger, in den schweigenden Feldern. Die Nacht wurde von Moment zu Moment dunkler, dennoch unterschied man noch in dem dichten Schatten einer Allee von Tamarinden ein kleines viereckiges Gebäude, dessen starke Mauern sich an die Zuckermühle stützten.

„Dort ist er!" murmelte Cecilie, „dort ist er, allein, in Verzweiflung! . . . Mein Gott! was soll ich machen? wie ihm helfen? wie ihn schützen? er wird an dieser Schmach sterben!" — Sie weinte lange Zeit, auf die Ballustrade gestützt und ohne die Augen von diesem schauderhaften Gefängniß abzuwenden, wo sie wußte, daß Herr von Rebeliere mit Sicherheit die Sklaven einsperrte, deren Muth und Verzweiflung er fürchtete.

„Herrin," sagte die alte Femi, welche herangeschlichen war und ihr einen Mantel um die Schultern warf, „es ist hier angenehm, aber diese Frische taugt nichts nach einem so heißen Tage."

„Weißt Du, was vorgegangen ist?" unterbrach sie die junge Dame; „Herr von Rebeliere hat einige Staatssklaven eingefangen, man will sie verkaufen, und unter ihnen befindet sich jener Ansiedler, welcher uns bei sich aufgenommen hatte, als wir in die „warmen Bäder" gingen; wir haben demnach große Verpflichtungen gegen ihn. Wenn er uns nicht sein Haus geöffnet hätte, würden wir die Nacht entweder am Rande der Schlucht haben zubringen müssen, in Gefahr von den Gewässern fortgerissen zu werden, oder in dem Walde mit den Schlangen, den wilden Thieren. Ach, ich würde vor Angst gestorben sein! . . . Aber ich vergesse niemals die Dienste, welche man mir erzeigt. Femi, ich will diesen armen Mann retten."

„Gott gebe, daß es noch Zeit ist!" sagte die Negerin.

„Wie," unterbrach sie Cecile zitternd, „täuschte mich Herr von Rebeliere denn? Diesen Abend hat er mir gesagt, daß Donatien den nächsten Sonntag verauktionirt würde."

„Ja, wenn er noch lebend ist; aber wer weiß? . . . ich habe ihn ankommen sehen. Man hat ihn erstarrt vom Pferde abgenommen wie einen Todten; während des Weges hatte er gesagt, daß er sich eher tödten als verkaufen lassen würde."

„Höre Femi," versetzte Cecilie plötzlich entschlossen, „ich muß diese Nacht, noch diese Nacht selbst Donatien sehen."

„Herr Jesus! und wie wollen Sie es denn machen meine gute Herrin?"

„Ich werde ihn in seinem Kerker aufsuchen."

„Aber die Schlüssel? sie sind in der Stube des Herrn von Rebeliere."

„Ich werde sie holen."

„Er wird sie nicht geben."

„Gut, ich werde sie nehmen."

„Oh! Herr Gott!" rief die Negerin erstaunt, „die Schlüssel sind auf dem Tisch vor dem Bett und Herr von Rebeliere schläft mit offnen Augen."

„Es ist gut! erwarte mich hier," sagte Cecilie mit Entschlossenheit; „ich gehe hin."

Die Negerin erhob die Hände zum Himmel und begann alles, was sie an Gebeten wußte, herzusagen.

Nach 5 Minuten kam Cecilie zurück. — „Nun," sagte sie ganz leise, „gehen wir Femi."

Sie athmete kaum; ihre kalten und zitternden Hände hielten die an einer eisernen Kette hängenden Schlüssel; ihre Kräfte verließen sie, aber nicht ihr Muth; sie stützte sich auf den Arm ihrer Negerin und schwer athmend vor Bewegung und Schreck durchschritt sie rasch den Garten

und innern Raum, in dessen Hintergrunde die Zuckermühle lag.

Einige Sklavenaufseher bewachten diesen Theil der Pflanzung; sie machten gegen Mitternacht eine Ronde und schliefen dann bis Anbruch des Tages, aber bei dem geringsten Geräusch mußten sie auf den Beinen sein und mit ihren Gewehren herauskommen.

Cecilie wußte, daß sie ihrem Schlaf nicht trauen konnte und sie begann an die Thüre der Mühle zu pochen und leise zu rufen: „Oeffne Michel, ich bin's, es ist das Fräulein von Kerbran."

Man schob die Riegel zurück, ein großer Neger öffnete die Thüre halb und zeigte sein dummes Gesicht beim Licht iner Latern, ausrufend: „Ihr, Herrin; zu dieser Stunde."

„Ja, ich bin's, Du siehst wohl, daß ich es bin, mit Femi. Da, hier ist ein Thaler, er ist für Dich, mach kein Geräusch, lehe mir Deine Laterne auf eine Viertelstunde, und bei Deiner Seele, daß Niemand in der Welt erfährt, daß ich diese Nacht hier gewesen bin!"

Der Neger nahm den Thaler, große, erstaunte Augen machend. Femi stieß ihn an und bemächtigte sich der Laterne. „Geh, geh, Du magst nichts," sagte sie ihm, „geh hinein und verhalte Dich ruhig, ich werde draußen gut Obacht geben."

Der Kerker der Pflanzung von Rebeliere war eine Art Graben, über welchen man ein andres, eben so sichres Gefängniß gebaut hatte, aber weniger scheußlich als das untere, denn die Luft und der Tag drang daselbst durch ein Fenster. Alle beide waren selten leer und niemals war Jemand daraus entflohen. Herr von Rebeliere traute lieber diesen dicken Mauern mit den festen Schlössern, als einer Wache von zwanzig Mann.

„Bleib da," sagte Cecilie zu ihrer Negerin, auf der Schwelle haltend; „bleib da und gieb acht, daß der Aufseher nicht kommt, um zu sehen wo ich bin." — Sie nahm die Laterne und öffnete mit einer unerschrockenen festen Hand. Das obere Gefängniß war leer. Cecilie stieg einige Schritte abwärts und sah eine zweite Thüre, verschlossen und mit Vorhänge-Schlössern gut versehen. Sie brauchte zehn Minuten, um das Geheimniß dieser furchtbaren Schlösser zu finden, endlich knarrten die verrosteten Angeln, und die junge Dame, bleich von Erschöpfung und Bewegung, drang in den Kerker.

Donatien war da, mit Stricken an einem ungeheuren Pfeiler befestigt, der das Gewölbe unterstützte. Er erhob das Haupt und stieß einen erstickten Schrei aus, als er Cecilie erkannte. Sie neigte sich über ihn und berührte diese schrecklichen Stricke, deren Knoten ihn zerquetschten, dann warf sie die Augen auf seine nackten und von langen Rissen zerfurchten Schultern. — „Oh!" murmelte sie mit einer zitternden Stimme, „sie haben ihn geschlagen!" — Der Anblick einer Wunde durch eine Kugel, durch einen Bajonettstich gemacht, hätte ihr weniger Schreck und Mitleiden verursacht, denn sie begriff, daß diese Beschimpfung in der Seele des Gefangenen mehr schmerzte, als jene blutigen Wunden seines Körpers.

Beim Anblick eines solchen Unglücks empfand sie etwas Größeres, Heiligeres als Liebe: es war ein erhabenes Gefühl von Gerechtigkeit und Großmuth. Sie schwor in ihrem Herzen, diesen Unglücklichen zu beschützen, zu befreien, ihn aus den unerbittlichen Händen zu reißen, welche ihn so zerfleischt hatten.

Sie warf sich auf die Knieen neben Donatien mit den Regungen eines keuschen Mitgefühls. Sie weinte lange über seinen Wunden, wie sie über ein schwaches verlassnes Kind, über eine arme leidende Frau geweint hätte, und er, ganz außer sich und ohnmächtig, drehte gegen sie sein Gesicht, bedeckt mit Thränen und murmelte: „Sie sind es, Sie sind es, mein Fräulein! ich habe Sie wieder gesehen, bevor ich sterbe! O! ich hatte es nicht gehofft!"

Es war eine ergreifende Scene, eine jener Lagen, einzig im Leben; diese junge Dame, so schön, so edel, so reich, in diesem schauderhaften Gewölbe, bei dem Unglücklichen knieend, dessen Haupt sich auf ihre weißen und feinen Hände neigte; es schien ein Traum, eine Vision.

Der Mulatte glaubte, er sei wahnsinnig geworden. — „Mein Gott! mein Gott!" rief er, „ich sehe Sie mein Fräulein, Sie betrachten mich und dennoch zweifle ich . . . Sprechen Sie, damit ich sicher weiß, daß sie es sind . . . . Oh! noch dieses Glück und dann den Tod!"

„Donatien," sagte sie, mit ihrem Tuch über die feuchte Stirn des Mulatten fahrend, „nein, Sie werden nicht sterben, ich bin nicht gekommen Sie sterben zu lassen. Hören Sie, ich kann nur noch einen Augenblick hier verweilen, ich kann wahrscheinlich nicht mehr wiederkehren; bevor ich Sie verlasse, müssen Sie mir versprechen, müssen Sie mir schwören, nicht Hand an Ihr Leben zu legen, sich ruhig Ihrem Schicksale zu unterwerfen."

Er warf sich wieder zurück und rief mit einem dumpfen Aechzen: „Das Schicksal eines Sklaven!"

„Ja, aber ich bin da, ich werde Sie schützen; wollen Sie mir nicht Ihr Leben anvertrauen Donatien?"

„Ja, mein Leben meine Seele, mein Glück, Alles!"

„Gut! Sonntag werden Sie sich nach St. Pierre führen lassen, leisten Sie keinen Wiederstand; lassen Sie sich verkaufen." — Er verstand sie und wendete das Gesicht ab; die Hoffnung, die er von Weitem erblickte, war mit einem Gefühl von Schande und von Anerkennung gemischt.

„Es ist das einzige Mittel Sie zu retten," fuhr Cecilie fort; „es ist unmöglich Sie entliehen zu lassen, Sie würden unfehlbar wieder eingeholt und vielleicht . . . Man kauft sich vom Tode nicht zurück."

„Auch nicht von der Schande!" unterbrach er sie mit einem dumpfen Schmerz.

„Die Schande! sie gehört Denjenigen, die solche Ungerechtigkeit begehen, ich verabscheue, ich verachte sie! Aber Sie, Donatien, glauben Sie in meinen Augen nicht mehr derselbe zu sein, der Sie vor einigen Tagen waren, als Sie mir in der Schlucht bei den Manzanillos versprechen mußten, daß wir uns in Frankreich wiederfinden wollten? Gott ist mein Zeuge, daß ich jetzt wie damals einen Freund in Ihnen sehe, vielleicht den theuersten Freund, den ich in der Welt habe, sehen Sie, deshalb bin ich gekommen, um es Ihnen zu sagen."

Er drückte Ceciliens Hände in seine gefesselten und erwiederte mit dem Ausdruck einer tiefen Bewegung: „Bestimmen Sie über mein Schicksal, über alles was ich bin; oh! von jetzt ab bin ich wahrhaft Ihr Sklave."

„Sie schwören mir also ruhig sich dieser Scene zu unterwerfen. Herr von Rebeliere wird zugegen sein; lassen Sie sich nicht zu Vorwürfen, zu Drohungen verleiten."

„Aber wie habe ich mir den wüthenden Haß dieses Menschen zugezogen? weshalb diese Verfolgungen, diese Ungerechtigkeiten, deren Opfer ich bin? wer hat ihn so gegen mich aufgebracht?"

„Es ist Furcht, egoistische und grausame Furcht. Herr von Rebeliere will in der Kolonie nur Herren und Sklaven, er hat in Ihnen einen gefährlichen Menschen, einen Staatssklaven gesehen. Mein Gott wie geschah es denn, daß Sie sich durch keinen Freiheitsschein rechtfertigen konnten?"

„Aber ich bin frei, gesetzlich frei, durch jenes schöne

Vorrecht, welches allen Denen die Freiheit giebt, welche die Erde Frankreichs berühren, wo es keinen Sklaven giebt! Ich habe öffentlich gegen die Unrechtmäßigkeit meiner Gefangennehmung protestirt. Aber an wen würde ich wegen dieses schrecklichen Rechtseingriffes appelliern können? An den Kolonie-Rath, an den Gouverneur? Sie werden mich gegen Herrn von Rebeliere nicht vertheidigen."

„Nein," sagte Cecilie mit Energie, „nein, Sie würden unterliegen, ich werde Sie vertheidigen, ich werde Sie schützen . . . Und jetzt Adieu, Donatien, Adieu!" — Sie schwieg plötzlich und blickte mit Schreck zurück, es hatte ihr geschienen, als hörte sie ein leises Geräusch. Sie sah nichts als die geschwärzte Mauer, auf welche die Laterne einen schwachen Wiederschein warf. Es schien dennoch, daß eine lebhaftere Luft in das Gewölbe drang, mitten durch eine Art Luftloch durch 4 Eisenstangen geschlossen. Diese Oeffnung hinderte die Gefangenen in der verdorbenen Luft umzukommen, sie lag in einem Abzug, wo kein Strahl des Tages durchdrang.

„Es ist nichts," sagte sie beruhiget; „es ist der Wind. Es wird ein Gewitter geben. Oh! ich muß zurück, ich muß den Augenblick zurück. Wenn Sie wüßten, was ich gewagt habe, um bis hierher zu kommen! . . . Ich verlasse Sie doch ruhig, getröstet, nicht wahr Donatien?"

Er betrachtete sie; ein unaussprechlicher Ausdruck belebte sein edles Gesicht; ein Lächeln, ein Blitz von Freude flog über seinen zitternden Mund und er küßte die nach ihm ausgestreckten Hände. — Eine Minute nachher war seine Vision verschwunden.

Cecilie erreichte rasch das Haus. Das Gewitter brach los, die Blitze zeigten ihr den Weg. Sie zitterte jetzt, da sie diesen kühnen Versuch ausgeführt hatte, sie trat nun mit größerer Furcht in das Zimmer des Herrn von Rebeliere, als vorhin. Die Nachtlampe warf stets ihr ungewisses Licht auf das Bett, umgeben mit einer durchsichtigen Gaze, um welche die Mosquitos schwärmten und deren wallende Falten zwei eingeschlafne Köpfe sehen ließen.

(Fortsetzung folgt).

Die Hochverräther.

(Fortsetzung.)

Der Reisende, welcher heut zu Tage die mit Schnee bedeckten Berge bereist, die, gleich einem weißen Gürtel den See Smiassen umgeben, findet keine Spur mehr von dem, was die Norweger die Ruine von Arbar genannt haben. Man hat nie ergründen können, welcher menschlichen Bauart, welcher Gattung von Gebäuden diese Ruine angehörte, wenn man ihr anders diesen Namen geben kann. Wenn man aus dem Walde heraustritt, der die südliche Seite des Sees bedeckt, sofort einen Abhang heraufsteigt, der da und dort mit verfallenen Mauern und Thürmen besäet ist, gelangt man in eine gewölbte Oeffnung, welche in die Seite des Berges gebrochen ist. Diese Oeffnung, welche jetzt ganz durch Erdfälle verschüttet ist, war der Eingang einer in den Felsen gehauenen Art Gallerie, die den Berg von einem Ende zum andern durchschnitt. Diese Gallerie, welche durch kegelförmige, von Distanz zu Distanz in der Wölbung angebrachte Luftlöcher spärlich erleuchtet war, führte zu einer Art länglich rundem Saale, der halb in den Felsen gegraben war und durch eine Art Mauerwerks geschlossen war. Rundum in diesem Saale standen in tiefen Nischen plump gearbeitete Figuren von Granit. Einige dieser mystischen Götzenbilder, die von ihren Gestellen gefallen waren, lagen mit andern unförmlichen Trümmern vermischt auf dem steinernen Boden, überwachsen mit Moos und Kräutern, in welchen Eidechsen, Spinnen und andres Gewürm ihr Lager aufgeschlagen hatten.

Dieser unheimliche Ort erhielt sein schwaches Tageslicht durch eine, dem Eingange aus der Gallerie gegenüberliegende, bogenförmige Pforte. Man hätte diese Thüre, obwohl sie mit dem Boden gleichlaufend war, ein Fenster nennen können, denn sie öffnete sich auf einen tiefen Abgrund, und man konnte nicht begreifen, wohin die drei oder vier Stufen führen sollten, die außerhalb dieses seltsamen Ausgangs und unter demselben über den Abgrund gleichsam in der Luft schwebten.

Dieser Saal war das Innere einer Art gigantischen Thurmes, der in der Ferne von der Seite des Abgrundes betrachtet eine der Spitzen des Berges schien. Dieser Thurm stand einzeln, und Niemand wußte, zu welchem Gebäude er gehört hatte. Man sah blos oberhalb des Thurmes auf einem Plateau das selbst dem kühnsten Jäger unzugänglich war, eine Masse, die man der Entfernung wegen nicht genau unterscheiden, und entweder für ein abgeplattetes Felsstück, oder für die Trümmer eines kolossalen Bogenganges halten könnte. Diesen Thurm und dieses Bogengewölbe nannte man im Lande die Ruine von Arbar. Man kannte eben so wenig den Ursprung des Namens, als den des Gebäudes selbst.

Auf einem Stein, der in der Mitte dieses länglichrunden Saals lag, saß in seine blutigen Thierfelle gehüllt, Han der Isländer. Er wandte der Oeffnung, durch welche ein schwacher Schimmer des Ta-

geslichtes hereinfiel, den Rücken zu. Der Wilde beugte sich zu einem Gegenstand hinab, dessen Beschaffenheit man bei dem spärlichen Lichte, das in den Saal fiel, nicht unterscheiden konnte. Nur hörte man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Stöhnen, das von diesem Gegenstande auszugehen schien, und schwache Bewegungen deuteten an, daß es ein belebter Körper sei. Bisweilen richtete sich der Wilde in die Höhe und brachte einen Menschenschädel an die Lippen in welchem eine rauchende Flüssigkeit war, deren Farbe man nicht unterscheiden konnte, und die er in langen Zügen ausschlürfte.

Plötzlich erhob er sich rasch: Ich höre etwas in der Gallerie, sagte er. Ist es wohl schon der Kanzler der beiden Königreiche.

Ein furchtbares Lachen, dem ein thierisches Geheul folgte, begleitete diese Worte. Plötzlich antwortete ein Thiergeheul dem Heulen des wilden Menschen.

Ho! ho! sagte der Bewohner der Ruine von Arbar, das ist kein Mensch, aber doch ein Feind, es ist ein Wolf.

Wirklich sprang auch ein großer Wolf aus der Wölbung der Gallerie, blieb einen Augenblick stehen, und näherte sich dann in schiefen Windungen dem Menschen, den Bauch auf dem Boden und glühende, im Dunkel flammende Blicke auf seine Beute werfend.

Ach! sagte der Wilde, das ist der Wolf mit grauen Haaren, der älteste Wolf der Wälder Smiassen. Gegrüßest seist Du, Wolf! Deine Augen funkeln. Nagender Hunger und der Geruch der Leichname führen dich hierher. Bald wird dein eignes Fleisch hungrige Wölfe herbeilocken. Willkommen! alter Wolf von Smiassen! Längst habe ich gewünscht dir zu begegnen. Du bist so alt, daß es heißt, du könntest nicht sterben. Morgen wird es nimmer so heißen.

Das Thier antwortete durch ein furchtbares Heulen, krümmte sich rückwärts, und stürzte mit einem Satze auf den wilden Menschen.

Der Wilde blieb festen Fußes stehen. Schnell wie der Blitz faßte er das Thier bei der Gurgel, während die langen Nägel seiner rechten Hand in dem Bauche des Wolfs wühlten, und seine Haut blutig färbten. Das Thier stand aufrecht, die beiden Vorderpfoten auf den Schultern seines Feindes, mit aufgesperrtem Rachen und geifernder Zunge, aber die eiserne Faust des Wilden schnürte ihm den Rachen so fest zu, daß er kaum einen Laut des Schmerzes von sich zu geben vermochte.

Wolf von Smiassen, sagte der sieghafte Wilde triumphirend, deine Krallen zerreißen mir mein Kleid, aber deine Haut wird mir ein andres geben.

Der Wolf machte eine letzte krampfhafte Anstrengung den Menschen niederzuwerfen, dieser fiel über einen der zerstreut umherliegenden Steine. Mensch und Thier lagen am Boden und beider Geheul mischte sich mit einander.

Im Fallen hatte der Wilde die Gurgel des Thieres losgelassen, und schon fühlte er dessen schneidende Zähne in seiner Schulter. Beide rollten sich auf dem Boden und stießen an eine ungeheure weiße Masse, die im dunkelsten Winkel des Saales zusammengerollt lag und schlief.

Es war ein großer weißer Bär, der brummend aus dem Schlafe auffuhr. Kaum hatten sich seine trägen Augen so weit geöffnet, daß er den Kampf sehen konnte, so stürzte er mit Wuth, nicht auf den Menschen, sondern auf den Wolf, der in diesem Augenblicke siegreich war, faßte ihn in der Mitte des Körpers mit seinem ungeheuren Rachen, und befreite auf diese Art den Wilden von seinem Feinde.

Der Wilde, von Blut triefend, erhob sich, und weit entfernt, für diesen Dienst dankbar zu sein, stürzte er auf den Bären los, und gab ihm einen tüchtigen Fußtritt auf den Bauch, wie ein Herr seinem Hunde, wenn er einen Fehler begangen hat.

Freund! sagte er, wer hat dich gerufen? Worein willst du dich mischen? Diese Worte wurden grinsend und zähneknirschend hervorgebracht. Fort mit dir! fügte der Wilde heulend hinzu.

Der Bär, der von dem Menschen einen Fußtritt und von dem Wolfe einen Biß erhalten hatte, stieß eine Art klägliches Brummen aus, senkte seinen schwerfälligen Kopf, und ließ den Wolf aus seinem Rachen los, der sich sogleich mit neuer Wuth auf den Menschen stürzte.

Während der Kampf fortdauerte, kehrte der Bär

in seine Ecke zurück, setzte sich auf seine Hinterbeine und sah ihm ruhig zu.

Als der Wolf sich auf den Wilden stürzte, faßte dieser den blutigen Rachen des Thieres in seine nervige Faust, und drückte ihn fest und immer fester zusammen. Der Wolf krümmte und bäumte sich, vor Wuth und Schmerz in der eisernen Faust seines Feindes, die ihn wie eine Zange festhielt. Ein schwarzblauer Schaum floß aus seinem zusammengepreßten Rachen, und seine Augen, von Wuth und Schmerzen angeschwollen, schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen. Derjenige der beiden Kämpfer, dessen Beine von scharfen Zähnen zermalmt, dessen Fleisch von heißen Krallen zerfleischt wurde, war hier nicht der Mensch, sondern das Thier des Waldes; das Brüllen, dessen Ton am wildesten, dessen Ausdruck am grimmigsten war, kam nicht aus der Brust des wilden Thieres, sondern des Menschen.

Endlich nahm der Wilde seine ganze Kraft, die durch den langen Widerstand des alten Wolfes beinahe erschöpft war, zusammen, und drückte mit beiden Händen auf den Rachen des Thieres mit solcher Kraft, daß das Blut aus der Kehle und aus den Naselöchern sprang; die Flamme der Augen erlosch, sie fielen halb zu, das Thier schwankte und fiel leblos zu den Füßen seines Siegers nieder.

Da liegst du, Wehrwolf! sagte der Wilde, und stieß ihn verächtlich mit dem Fuße von sich. Glaubtest du noch älter werden zu können, nachdem du mein Angesicht gesehen hattest? Jetzt wirst du nimmer mit unhörbarem Schritt über das Schneefeld laufen, der Spur deiner Beute folgend. In deinem langen Leben hast du viele verirrte Wanderer am Strande des Smiassen erwürgt. Du wirst keinen Menschen mehr fressen. Das ist Schade!

Der Wilde nahm einen schneidenden Stein, kniete vor den noch rauchenden Leichnam des Wolfes, und in einem Nu hatte er ihm die Haut abgezogen.

Man muß wohl, murmelte er zwischen den Zähnen, indem er die blutige Haut um seine Schultern warf, sich in Thierfelle kleiden, denn die Haut des Menschen ist zu dünn, um gegen die Kälte zu schützen.

Inzwischen hatte sich der Bär zu dem Gegenstand, dessen oben erwähnt worden ist, und dessen Wesen man in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, hingeschlichen, und bald hörte man in dem finstern Theile des Saales ein Knacken der Zähne, untermischt mit schwachen und schmerzhaften Seufzern eines im Todeskampf liegenden Geschöpfes.

Plötzlich erschien in der Gallerie ein röthliches Licht, das sich allmählig näherte, und einen schwachen Schein auf die alten feuchten Mauern warf.

Da kommt grade ein Mensch, sagte der Wilde. „Fort Freund, vollende dein begonnenes Mahl wo anders!“ Dabei warf er etwas, das er von dem zu seinen Füßen ausgestreckten Gegenstande abgelöst hatte, dem Thore über dem Abgrunde zu. Der Bär stürzte sich so gierig auf diese Beute, daß man kaum durch einen schnellen Blick unterscheiden konnte, daß dieser Fetzen die Form eines menschlichen Armes habe, und mit einem Stücke grünen Stoffes bekleidet war, wie die Soldaten der Besatzung von Munkholm trugen.

Es kommt näher, sagte der Wilde, die Augen auf das Licht heftend, das immer größer erschien. Bruder! Freund! Laß mich allein! Fort mit dir!

Der Bär nahm mit zufriedenem Brummen den Raub in seinem Rachen, stürzte der Pforte zu, stieg die äußern Stufen hinter sich hinab, und verschwand im Abgrund.

Gleich darauf erschien unter dem Ausgang der Gallerie ein Mann, der in in einen braunen Mantel gewickelt war und eine Blendlaterne in der Hand trug, mit welcher er dem Wilden ins Gesicht leuchtete.

Der Wilde, der mit gekreuzten Armen auf dem Steine saß, rief ihm zu: „Sei nicht willkommen hier, Du, den ein Gedanke herführt, nicht ein Instinkt!“

Der Fremde antwortete nicht, sondern betrachtete aufmerksam den Wilden.

„Sieh mich nur an,“ sagte dieser, und hob den Kopf in die Höhe, „in einer Stunde vielleicht hast Du nicht mehr so viel Hauch der Stimme, Dich rühmen zu können, daß Du mich gesehen hast.“

Der Fremde beleuchtete den Wilden von allen Seiten, und schien mehr verwundert als erschrocken.

„Worüber wunderst Du Dich denn? Ich habe Arme und Beine wie Du, nur werden meine Glie-

der nicht wie die Deinigen, der Fraß der Pantherkatzen und Raben werden."

Endlich that der Fremde den Mund auf und sagte mit leiser aber ruhiger Stimme, als ob er nichts weiter fürchtete, als von Außen gehört zu werden: „Hört, ich komme nicht als Feind, sondern als Freund."

„Wenn Du als Freund kommst, hättest Du Deine menschliche Gestalt ablegen sollen."

„Wenn Ihr der seid, den ich suche, komme ich in der Absicht Euch einen Dienst zu erweisen. . . ."

„Das heißt, Dir von mir einen erweisen zu lassen. Mensch, jeder Deiner Schritte zu mir ist verloren. Ich kann nur denen Dienste leisten, die des Lebens müde sind."

„An Euren Worten sehe ich wohl, daß Ihr der Mann seid, wie ich ihn brauche, aber Eure Gestalt . . . Han der Isländer ist ein Riese . . . Ihr könnt nicht dieser Han sein . . . ."

„Das ist zum Erstenmale, daß man in meiner Gegenwart daran zweifelt."

„Wie! Ihr seid Han der Isländer! Es heißt ja, Han sei ein Riese . . ."

„Füge meinen Ruf meiner Größe bei, und Du wirst mich höher sehen als der Heckla ist."

„Wirklich! Ihr seid also Han, gebürtig von Klipstadur in Island?"

„Auf diese Frage antworte ich nicht mit Worten," antwortete der Wilde, indem er aufstand und einen Blick auf den unklugen Fremden warf, vor dem dieser drei Schritte zurückwich.

„Dieser Blick überzeugt mich hinreichend," sagte der Fremde mit einer fast flehenden Stimme, und warf einen Blick auf den Eingang des Saales, in welchem sich das Bedauern aussprach, dessen Schwelle überschritten zu haben. „Nur Euer eigner Vortheil hat mich hierher geführt.

Als der Fremde in den Saal trat, konnte er sein kaltes Blut behalten, da er den Bewohner der Ruine von Arbar nur unvollständig sah; als aber jetzt der Wilde aufrecht vor ihm stand, mit seinem Tigergesicht, seinem gedrängten Gliederbau, seinen blutigen Schultern, die kaum mit einem noch frischen Felle bedeckt waren, mit seinen großen Händen, seinen Tigerkrallen, seinen stechenden Augen, schauderte der Fremde, wie ein unwissender Reisender, der einen Aal anzurühren glaubt, und den eine Schlange sticht.

„Mein Vortheil!" wiederholte das Unthier. „Willst Du mir etwa Nachricht geben, wo irgend eine Quelle zu vergiften, irgend ein Dach anzuzünden, irgend ein Soldat von Munkholm zu erwürgen ist?

„Vielleicht. Hört einmal! Die norwegischen Bergleute empören sich. Ihr wißt, wie vieles Unglück jede Empörung nach sich zieht.

„Ja, Raub, Mord und Brand."

„Ich bitte Euch alles dies an."

Der Wilde lachte laut auf: „Ich brauche nicht zu warten, bist Du mir dieses anbietest, ich kann es selbst nehmen."

„Ich trage Euch im Namen der Bergleute, den Oberbefehl über die Rebellen an."

„Ist das wahr, daß Du mir diesen Oberbefehl in ihrem Namen anträgst?"

Diese Frage schien den Fremden in Verlegenheit zu setzen. Da er aber hier sich gänzlich unbekannt wußte, so faßte er sich gleich wieder.

„Weshalb empören sich die Bergleute?" fragte der Wilde.

„Um sich von den Lasten der königlichen Vormundschaft zu befreien."

„Blos deswegen?" fragte der Isländer höhnisch.

„Sie wollen auch den Staatsgefangenen in Munkholm befreien."

„Und solltest Du keinen andern Grund kennen."

Diese Worte waren, wie die vorhergehenden, in ironischem Tone ausgesprochen. Um der Verlegenheit ein Ende zu machen, worein ihn Ton und Inhalt versetzten, zog der Fremde eine schwere Goldbörse unter dem Mantel hervor und warf sie dem Räuber hin.

„Hier," sagte er, „ist Euer Gehalt als oberster Anführer."

„Behalte es! Meinst Du denn, wenn ich Lust hätte zu Deinem Golde, oder nach Deinem Blute, so würde ich erst auf Deine Erlaubniß warten, beides zu nehmen?"

Der Fremde machte eine Gebehrde des Staunens und Schreckens.

(Fortsetzung folgt).

Buntes.

Die berühmte Schauspielerin D . . besuchte während ihres Aufenthalts in Weimar, Göthe, und sagte ihm im Laufe des Gespräches große Schmeicheleien über seinen klaren Geist und scharfen, hellen Verstand. „Ach werthe Md. D . .," lächelte der große Dichter „damit hat es nicht viel auf sich, ich bin achtzig Jahr alt, und habe gewiß in meinem Leben mehr als achtzig Thorheiten begangen."

„Was will das sagen, Ew. Excellenz," versetzte offenherzig Madame D . ., ich zähle kaum 24 Jahre und habe mir gewiß schon mehr als tausend Thorheiten zu Schulden kommen lassen."

Eine sehr böse Frau hatte eben ihren armen Ehemann wieder tüchtig durchgeprügelt und schlüßlich unter den Tisch geworfen. Da tritt ein Nachbar ein; lachend sagt er: „was Teufel, warum sitzt Ihr denn unter dem Tische?" Zornig schreit der unter dem Tische: „Was geht das Euch an! ich bin hier Herr im Hause, und kann sitzen wo ich will!"

Ein Aufseher zeigte in einem Antiken-Saale unter mehreren Seltenheiten auch den Degen Bileams, mit dem derselbe einst seinen Esel zu tödten drohte. Eine Dame bemerkte, daß Bileam keinen Degen gehabt, sondern sich nur einen solchen gewünscht hatte. — „Das ist eben der Degen, den er sich gewünscht hat," — erwiederte der Aufseher.

Ein Reisender fragte den Postillion, als er seinen Bestimmungsort Graudenz in der Ferne liegen sah: „Ist Graudenz katholisch?" — „Ne, Preußsch," erwiederte dieser, und sah seinen Passagier mit Verwunderung von der Seite an.

Ein Cavalier, welcher sich oft genöthigt sah Anleihen zu machen, zahlte jedesmal mit der strengsten Pünktlichkeit die Summen zurück, die ihm auf sein bloßes Wort geliehen worden waren. Darlehne aber, über die er eine gerichtliche Verschreibung ausstellen mußte, zahlte er nur wieder, wenn er deshalb verklagt worden. „Die Erstern," pflegte er zu sagen, „wurden meiner Person geborgt, es ist meine Pflicht, sie wieder zu erstatten, die Letztern aber wurden der Justiz geliehen, es ist ihre Sache für die Zurückzahlung zu sorgen."

Charade.

(Zweisilbig).

Wenn sich das rege, sturmbewegte Leben
Des lauten Tag's in tiefe Ruhe hüllte,
Und müde von dem wechselvollen Streben,
Das jede Brust mit neuer Sorge fülte,
Die Welt vom Arm der stillen Nacht umwunden
Beruhigung im süßen Schlaf gefunden,
Der alles Sehnen, das der Morgen weckte,
Mit seinem schlummerweh'nden Fittig deckte,
Da nah'n des Ersten zaubrische Gebilde,
Mit Schreck Dir bald, und bald mit Engelmilde.

Was in dem Munde jedes Volks erklungen,
Was große Männer Herrliches vollbrachten,
Was Dichter nur begeist'rungsvoll gesungen,
Was aller Weisen, Weiseste erdachten,
Die Zweite trägt's auf ihren schwachen Seiten,
Daß es nicht sinke in dem Strom der Zeiten.
Dem Sinne kann das Schöne leicht entfallen,
Vertrau' es ihr, sie läßt es nicht verhallen;
Sie wird das Wort der späten Nachwelt sagen,
Das ihr mit flücht'gem Griffel aufgetragen.

Der tiefe Drang im menschlichen Gemüthe,
Den dunkeln Flor der Zukunft aufzuheben,
Und wenn noch kaum der zarte Kelch erblühte,
Schon dem Genuß der Früchte nachzustreben,
Erweckte schon manch thörigtes Beginnen,
Und ließ den Menschen auf mein Ganzes sinnen.
Entnommen ist's der großen Zahl des Zweiten,
Und aus dem Ersten soll's dein Schicksal deuten,
Doch nur der Wahn kann solchen Glauben halten,
Kein Aug' erforschet sein geheimes Walten.

W—r.

Auflösung der Charade in voriger Lieferung: Milchstraße.

Hierbei Beilage. Herausgeber: Moritz Bauschke. Gedruckt bei Leopold Freund

1838. Breslauer Blätter. Lief. 19.

Expedition: Catharinenstr. 19.

BEILAGE.

Redacteur: Moritz Bauschke.

Die Bayaderen in Bordeaux.

Der Courrier de Bordeaux theilt folgende Details über die Bayaderen mit, welche dort neuerdings aus Pondichery angekommen sind.

Seit acht Tagen ist die Neugierde in Bordeaux sehr in Anspruch genommen. In den Theatern, in den Kaffeehäusern, auf den Promenaden ist die erste Frage, welche man hört: „Haben Sie die Bayaderen gesehen?" Wenige Personen haben auch die Töchter der Luft gesehen, wie sie ein Literat poetisch nennt, aber Jedermann möchte sie sehen. Man denke sich also, wie sehr ich beneidet werde, ich Glücklicher, der ich ihnen alle Tage meine Huldigungen darbringen darf. — Ich bin an ein Handelshaus dieser Stadt empfohlen, und in eine kleine Gesellschaft in diesem Hause führte Herr Tardivet die Priesterinnen der Pagode von Tindivina Purum zuerst.

Die Neugierde hatte ihren höchsten Gipfel erreicht, als wir in dem Vorzimmer das Klingeln von Glöckchen vernahmen. Es war als wenn eine Legion von Tamburins im Kreise bewegt würde. Bald öffnete sich die Thüre des Saales: fünf Mädchen anmuthig von weißen Gewändern bekleidet, traten in regelmäßigem Schritte vor; die fünf Köpfe neigten sich zu gleicher Zeit bis auf den Fußboden. Hinter den Tänzerinnen kamen steif und ruhig drei Männer; der Eine hatte an der Stirn und an den Armen drei weiße Linien, es war der alte Ramelingam, der Beckenschläger; die beiden Andern waren jung; der Eine trug eine lange Trommel, auf welche er mit den Fingerspitzen schlug, der Andere eine Art Schalmey von Bambus, deren melancholischer Ton eine Aehnlichkeit mit dem Dudelsack hat.

Die fünf Tänzerinnen blieben unbeweglich in der Mitte des Saales, gleichsam als wollten sie sich von uns besehen lassen. Ihre Tracht war originell und glänzend: ein goldner Gürtel schlang sich eng um ihre Taille und hielt Beinkleider von gestreiftem Zeuge. Ihr Ueberwurf rollte sich wie eine Schlange um ihren Oberkörper und ließ zwischen seinen Falten ihre dunkel goldfarbige, seidenartige Haut sehen. Sie wiegten sich üppig auf bewundernswürdig kleinen kaffeebraunen Füßchen wie fünf in den Boden festgewachsene Sträucher, deren Wipfel sich unter dem Hauche des Windes neigen. Alle trugen auf dem Kopfe ein Käppchen von guillochirten Golde, auf welchem eine symbolische Verzierung, eine Schlange mit sieben Köpfen eingegraben war. Ihre Arme waren von Bändern von seltsamer Form umspannt und mit blauen Tätowirungen geschmückt. Goldne Ringe hingen an ihren Ohren, in ihrer Nase und an ihren Lippen.*) Ihr mattschwarzes, platt auf dem Kopfe liegendes Haar fiel in zwei Flechten auf die Achseln, fast wie bei den Schweizermädchen und wurde auf der Stirn durch goldne Reifen gehalten. Am Halse trugen sie, fast wie unsere Frauen ein Kreuz zu tragen pflegen, einen herzförmigen Schmuck, das Zeichen der Ehe.

Doch genug von ihrer Kleidung wir wollen uns zu ihren Gesichtern wenden, was allerdings eine Erwähnung verdient, denn es giebt unter den fünfen einige, die manchen Herrn den Kopf verrücken werden. Sundirum und Amary sind als Schönheiten in zwei entgegengesetzten Arten zu erwähnen. Das Gesicht der ersten hat etwas Pikantes, von dem sich schwer eine Idee geben läßt; ihre schwarzen glühenden Augen schwimmen in einem bläulichen Email und die Blicke derselben könnten wohl einen Heiligen verführen. Die Kunst des Augenspiels ist, wie wir bei diesen Bayaderen sehen, bei uns noch völlig in der Kindheit; alle gefallsüchtigen Pariserinnen sollten bei diesen Bayaderen in die Schule gehen und Sundirum könnte mit unglaublichem Erfolge Unterricht in der Augensprache geben.

Amary dagegen besitzt ein ungemein sanftes Gesicht. Sie ist hoch und schlank gewachsen wie eine Palme. Ihr Lächeln ist aufrichtig und träumerisch zu gleicher Zeit. Sie zählt achtzehn Jahre, während Sundirum erst im vierzehnten steht. Ramgon hat einige Aehnlichkeit mit dieser ohne ihr jedoch gleich zu kommen. Die alte Tille, die große Priesterin, die Erste der Bajaderen, mag sonst schön gewesen sein, aber in ihrem Alter sind in Indien die Jugend und Schönheit bereits verschwunden, ohne eine Spur zurückgelassen zu haben. Tille hat ein finstres und unruhiges Auge, denn auf ihr ruht eine große Verantwortlichkeit. Sie hat wie man sagt, versprochen, die vier Priesterinnen Bramas rein von aller Christenliebe nach Indien zurückzubringen. Ach, meine Herrn Stutzer, es geht bei diesen armen Pagodentänzerinnen ans Leben, und eine Untreue an dem Gotte oder vielmehr an dessen Dienern, würde sie auf den Scheiterhaufen bringen, was freilich mehr sagen will, als ein Prozeß wegen Ehebruch.

Still! Ramalingam hat die Becken zusammengeschla-

*) Sollte sich nicht die Mehrzahl des schaulustigen Publikums diese „reizenden Bayaderen" bedeutend anders gedacht haben?

gen. Seravanim bläst auf seiner Schallmei. Deyrenayagon rührt die Fingerspitzen auf seiner Trommel. Es ist ein heiliges Gedicht, eins von denen, welche bei den Mysterien der Pagoden gesungen werden, eine Fleischwerdung Wischnus. Sundirum Amalle und Rungen Amalle springen hervor und biegen den Boden unter dem nervigen Tritt ihrer Ferse. Ihr Blick wird feuriger, ihr Augapfel rollt, ihre Arme breiten sich aus, ihr Körper biegt und schwingt sich in kräftiger Gefügigkeit, ihre Finger bewegen und schlingen sich unter einander; jede Ader, jede Muskel, jeder Nerv ist in Bewegung. Man könnte glauben, ihr Körper sei eine flüssige Masse und der Wind bewege ihn; bald ist der Charakter des Tanzes grotesk, bald liebereizend, bald spöttisch aber immer lockend und reizend. Bisweilen glaubt man ein paar chinesische Porzellanfiguren zu sehen, oder Fanny Elsler, wie sie die Cachucha tanzt. Ramalingam, der Beckenschläger, ist begeistert; er folgt mit dem Auge den Tänzerinnen; er lächelt, er beschleunigt den Tact. Endlich auf ein Zeichen des Herrn Tardivel hört alles auf und eine tiefe Verbeugung endet den Tanz.

Amary führt nun einen verliebten Tanz auf und beginnt damit, daß sie schmachtend ihre Augen aufschlägt. Ihre Füße zittern gleichsam; sie legt die Hand auf ihr Herz und kniet nieder. Vergebens bemüht sie sich, irgend einen Unempfindlichen zu erweichen und endlich wird sie unwillig; ihr Auge heftet sich unverwandt auf einen Punkt, sie droht mit dem Finger und sie berührt mit der Hand die Wange des Unempfindlichen. Sie ist die verlassene Ariadne, Dido, Medea. Man schlägt unwillkührlich die Augen vor dieser erheuchelten Wuth nieder.

Und Veydon? Ach sie tanzt ein Pas allein, ein Pas voll Spott und Hohn. Dann folgt ein Tanz zu Vieren, in welchem man den Keim des Bolero erkennt; die Araber haben denselben ohne Zweifel aus Indien nach der spanischen Halbinsel gebracht.

Einheimisches.

Eine recht zweckmäßige Einrichtung scheint mir, daß die Kärner den Schmutz, wenn er in große Haufen zusammengekehrt ist, in welche man leicht gerathen kann, häufig auf so eingerichtete Wagen laden, daß an den Seiten und oben über, der Schmutz gleichmäßig in den Straßen vertheilt wird, in welchen sie fahren, und sich also Jedermann gut in Acht nehmen kann. Nach einiger Zeit wird dieser Schmutz wieder zusammengekehrt und obige Procedur beginnt von neuem.

Theater.

— Gäste. Herr Reger aus Leipzig hat sein kurzes Gastspiel beendet. Es fand lebhafte Theilnahme, da Herr Reger sich in seinem früheren Engagement hier viele Freunde erwarb. Dem. Bröge vom Coburger Hoftheater, ein hübsches Mädchen, die aber leider kein vortheilhaftes Organ hat, setzt ihre Gastrollen fort. Sie ist noch ziemlich Anfängerin, copirt aber nicht ohne Glück des Fr. v. Hagn beliebte Darstellungsweise. Ihr Gastspiel scheint ganz spurlos vorüber gehen zu wollen. — Mad. Meier ist wieder zu uns zurückgekehrt, und ward bei ihrem ersten Auftreten freudig vom Publikum empfangen; und die anspruchlose, eben so willige als brave Sängerin verdiente diese Auszeichnung auch vollkommen. —

Die neue Direktion fährt in ihrer Thätigkeit fort. Trotz der mühsamen neuen Arrangements, des vielen Einstudirens sehen wir alle Tage etwas anderes. Von Opern dürften wir zunächst Aubers „schwarzen Domino" und Marschners „Schloß am Aetna" erwarten.

Wichtiger literarischer Fund.

Seit einiger Zeit lebt ein Hauptmann in chinesischen Diensten, Namens Mac-Quark. Derselbe ward jetzt plötzlich nach China zur Landwehr-Uebung einberufen, und nach seiner schnellen Abreise fand man ein hinterlassenes Manuscript von ihm, welches unter dem Titel: „Ha-ha-kaoo-li, der allergrößte Mann seiner Zeit. Vergessene Schrift eines chinesischen Hauptmanns," in der Buchhandlung Wind und Dunst erscheinen wird.

---

* Laut Dorfzeitung schmeicheln sich die Coburger eine „Räuberbande" zu besitzen, weil einem Advokaten unweit der Stadt ein Koffer abgeschnitten wurde. Die Guten haben viel Phantasie.

* Das „Morgenblatt" erinnert daran, daß die gesetzgebende Kammer zu Paris im Jahre 1792 beschloß, dem deutschen Dichter Schiller den Titel und die Rechte eines französischen Bürgers zu verleihen, weil er eine glorreiche Epoche der französischen Geschichte in seiner „Jungfrau von Orleans" behandelt und dadurch der Nation eine Ehre erwiesen hat.

* Am Berliner Theater studirt man ein großes Ballet ein: „Madelaine oder die Reue einer Tänzerin." Damit wirds nicht arg sein. Der zweite Akt des Ballets spielt in einem Kloster.

Die Lebensversicherung.

(Nach dem Französischen.)

Bei den Engländern sind jetzt die Lebensversicherungen sehr im Schwunge. Man läßt sich für eine Anzahl Jahre versichern, stirbt man vor dem bestimmten Termine, so wird die im Vertrage stipulirte Summe den unmittelbaren Erben oder der im Kontrakte bezeichneten Person ausgezahlt. Diese Einrichtung ist sehr philosophisch; sie söhnt mit dem Tode aus, denn der Versicherte betrachtet ihn nicht mehr als ein Unglück, sondern im Gegentheil oft als ein Glück, wenigstens für seine Angehörigen. Die letzten Augenblicke des Sterbenden werden durch den Gedanken versüßt, daß er seinen Theuren durch seinen Tod eine Wohlthat erweist.

Die Prämie, welche der Versicherte jährlich zu zahlen hat, wird nach seinem Alter, seiner Constitution, seiner Lebensweise, seiner Beschäftigung bestimmt, und dabei die möglichen Wechselfälle des Lebens sehr wohl in Betracht gezogen. Einige Todesarten, z. B. Selbstmord und der Tod auf dem Schaffot, machen die Versicherungsgesellschaft von aller Verbindlichkeit frei. Diese Ausnahme hat sehr vernünftige Gründe für sich. Auch sucht die Kompagnie, soviel ihr nur möglich, von dem Versicherten bis zum festgesetzten Termin alle Gefahren abzuwenden. Daß es übrigens trotz aller Vorsicht an vielfachen Betrügereien von Seiten der Versicherten nicht fehle, wird man leicht glauben. Ein Gentleman, der sein Leben versichert, aber sein Vermögen größtenheils durchgebracht hatte, machte, bloß von einem Diener begleitet, eine Rheinreise. Eines Tages schläft der Bediente auf dem Pferde ein, stürzt herab und schlägt sich todt, sein Herr vertauscht Papiere und Kleider, geht als Bedienter in die nächste Stadt, und erzählt den Unfall, der seinem angeblichen Gebieter zugestoßen. Der Wittwe wird der Todesschein ihres Gatten zugesendet, und von der Assekuranzgesellschaft die stipulirte Summe von 500,000 Frcs. ausgezahlt; aber bald darauf durch einen geheimen Brief verständigt, reist sie nach Amerika, und verzehrt dort mit ihrem Gatten in Ruhe das gewonnene Kapital.

Durch dergleichen Vorkommnisse gewitzigt, argwöhnt die Gesellschaft bei jedem plötzlichen Todesfalle einen Selbstmord und beginnt einen Prozeß. Diese Vorsicht der Gesellschaft, so wie die von derselben festgestellten Ausnahmen gaben einem gewissen Gilbert Adamson viel zu schaffen. Gilbert hatte sich, nach einer fröhlich verlebten Jugend, im dreißigsten Jahre verheirathet. Seine Frau brachte ihm 25,000 Pf St. zur Mitgift und für eine gleiche Summe ließ er sich zum Vortheile der Wittwe versichern. Er liebte Vergnügungen, Müssiggang und Luxus, führte daher in wie vor seiner Ehe ein verschwenderisches Leben, und hatte, da die engelgute Mistreß Adamson sich nie eine Bemerkung über seine Lebensweise erlaubte, in wenigen Jahren sein eigenes und das Vermögen seiner Frau gänzlich verschleudert.

Verzweiflung und Gewissensbisse bemächtigten sich jetzt Gilberts. Er vermochte sich nicht mit dem Gedanken zu versöhnen, daß er jetzt zurückgezogen leben und seinen Lüsten Zwang anthun müßte, es erfüllte ihn mit Schmerz, daß er der besten der Frauen durch seinen Muthwillen ein elendes Loos bereitet, und so beschloß er, dieser traurigen Zukunft zu entfliehen und sich selbst für seine Uebelthaten mit dem Tode zu bestrafen. Schon hatte er den Finger an den Drücker seines Pistols gesetzt, als ihn plötzlich ein Gedanke durchzuckte und er den Lauf der verhängnißvollen Waffe zur Erde niedersenkte. Er bedachte, daß, wenn er sich selbst tödtete, sein Weib, seine süße Rachel, der Wohlthat seines Todes, ihres Wittwengeldes, beraubt werden würde. Dieser Lichtstrahl brachte Gilbert zum Nachdenken, dessen Resultat war, daß er zwar zu sterben beschloß, aber auf eine solche Weise, daß kein Argwohn eines Selbstmordes auf ihn fallen konnte. Um sich allen lästigen Nachforschungen der Gesellschaft zu entziehen, war es am gerathensten, weit von London und selbst von England entfernt zu sterben. Durch den Credit, den er sich glücklicherweise bewahrt hatte, brachte er eine ziemlich bedeutende Summe auf, und reiste ab, nachdem er seiner Frau folgenden Brief hinterlassen.

„Liebe Rachel!

Ich bin ruinirt und habe auch Dich in's Verderben gezogen, aber es bleibt mir noch ein Mittel, mein Unrecht gegen Dich wieder gut zu machen. Mein Leben ist auf 20 Jahre zu Deinem Vortheile versichert. Sterbe ich vor Ablauf dieser Zeit, so erhälst Du 25,000 Pf. St.; ich werde also sterben. Ja Rachel, ich bin fest entschlossen, zu sterben, und will meinen Entschluß auf solch' eine Weise in Ausführung bringen, daß niemand einen Selbstmord argwöhnen kann, und Deine Rechte gesichert bleiben. Blicke also ruhig in die Zukunft, erhebe nach meinem Tode die 25,000 Pf. St. und wähle dann einen zweiten, aber weiseren Mann als ich war.

Verbrenne diesen Brief, sobald Du ihn gelesen, und lebe wohl auf ewig!"

Gilbert schiffte sich in Brighton ein und fuhr nach Dieppe. Dort angekommen, bedachte er, daß in seiner verzweiflungsvollen Lage ein baldiger Tod der beste sei. Hierzu bot sich ihm ein sehr einfaches Mittel, das Duell. Er beschloß, sich so oft zu schlagen, als nothwendig sei, um getödtet zu werden. Nichts war leichter, als ein Duell herbeizuführen, er besuchte das erste beste Gasthaus, begann ein Gespräch über einen delikaten Gegenstand, ward hitzig, beleidigte Jedermann und erklärte, sich mit Jedermann schlagen zu wollen.

Der Erste, mit dem er sich duellirte, ward schwer verwundet, und stürzte blutend zur Erde; den zweiten traf dasselbe Geschick, der dritte schlug sich auf Pistolen und zerschmetterte Gilberts rechten Arm. Der Kampf mußte enden. Bevor

Gilbert wieder daran denken konnte, sein Todeswerk fortzusetzen, hatte er Muße genug, über das Unzulängliche des Mittels, das er gewählt, nachzudenken.

Sein Rechtsgefühl sträubte sich dagegen, daß Unschuldige als Opfer seines Entschlusses fallen sollten, und konnte er auch, sobald er sich schlecht vertheidigte, mit Sicherheit darauf rechnen, daß er den Kürzeren ziehen werde, so war es doch eben so möglich, daß er bloß eine leichte Wunde erhielte, und er wollte doch weder viel leiden, noch zum Krüppel werden.

(Beschluß folgt).

Buntes.

Sir Walter Raleigh, der bekannte Historiker, welcher auf dem Schaffote starb, war der Erste, der den Tabak aus Amerika nach Europa brachte. Eines Tages als er noch seine Pfeife im Munde hatte, trat sein Bediente unerwartet ins Zimmer. Er gewahrte wie die dicken Rauchwolken aus dem Munde seines Gebieters hervorquollen, ergriff sogleich eine mit Wasser angefüllte große Schaale, schüttete den Inhalt über seinen Gebieter, und schrie dabei so laut er konnte: „Hülfe, Hülfe, Sir Walter ist in Brand gerathen."

Als ein Hauderer einen Gerichtsschreiber führte, so geschah es, daß unter mehreren andern Fragen, welcher dieser an den Pferdevändiger richtete auch die Frage gestellt ward: „ob er lateinisch könne?" Auf Verneinung dieser Frage erhielt nun der Geleitsmann die Erläuterung: „daß wenn man die lateinische Sprache verstehe, man überall durchkomme." Nun geschah es aber einmal bei einer andern Gelegenheitsfahrt, daß sie durch einen ausgetretenen Arm eines Flusses mußten, wo das Wasser so tief wurde, daß dasselbe in die Chaise eindrang. Dem darin sitzenden Gerichtsschreiber wurde aber durch dieses Fußbad so bange, daß derselbe hinausrief: „Johann, halt er doch, das Wasser wird ja immer tiefer, da kommen wir nicht durch." Johann, eingedenk der Rede des Mannes, gab ganz gleichgültig zur Antwort: „'s hat nichts zu sagen, Sie können ja lateinisch."

Dr. Benjamin Franklin schrieb an einen Engländer, der zu Paris in großer Geldverlegenheit war, und in sein Vaterland zurückkehren wollte, folgenden Brief:

„Ich übersende Ihnen hiermit zehn Louidors. Ich denke nicht daran, diese Summe zu verschenken, ich will sie Ihnen nur leihen. Da sie in Ihr Vaterland zurückkehren, so kann es nicht fehlen, daß irgend eine nützliche Thätigkeit Sie in den Stand setzt, alle Ihre Schulden zu bezahlen. Treffen Sie dann mit Jemand zusammen, der sich in Ihrer jetzigen Verlegenheit befindet, so tragen Sie Ihre Schuld gegen mich ab, indem Sie demselben jene Summe unter der nämlichen Bedingung leihen. Auf diese Weise wird dieses Geld noch durch manche Hand gehen, ehe es auf einen schlechten Menschen trifft, der sein Fortschreiten hemmt. Es ist dies eine meiner Arten, viel Gutes mit geringen Mitteln zu thun. Ich bin nicht im Stande zu wohlthätigen Zwecken viel aufzuwenden, und so bin ich genöthigt zu überlegen, um so viel als möglich mit meinen geringen Mitteln zu vollbringen."

Benjamin Franklin.

Der berühmte Bibliothekar D. pflegte auf die Fragen, die man an ihn richtete oft mit: „Ich weiß es nicht," zu antworten. Jemand bemerkte ihm einst bei einer solchen Gelegenheit: „Der König aber, mein Herr, bezahlt Sie doch für Ihr Wissen." D. erwiederte: „Der König bezahlt mich für das was ich weiß, wollte er mich für das bezahlen was ich nicht weiß, würde sein ganzer königlicher Schatz nicht ausreichen."

Literarische Anzeige.

Bei Th. Bade in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Destillation
auf kaltem Wege

oder: vollständige Anweisung alle Sorten doppelte und einfache Branntweine und Liquere auf kaltem Wege eben so gut und um 20% billiger, als auf der Blase zu bereiten; ingleichen zwei Sorten Rum um 25% billiger, von welchen die feinere Sorte dem Jamaika-Rum an Wohlgeschmack in Nichts nachsteht. Nebst einer Anweisung den Spiritus zu rektificiren, die zur Färbung der Branntweine nöthigen Farben, verschiedene Sorten gewürzte Branntweine, Liquere und einen guten Punsch-Extrakt zu bereiten, von Rudolphi, Destillateur. Pr. 1 Rthlr.

Der Verfasser machte unlängst bekannt, daß er gegen ein Honorar von 3 Rthlrn. praktischen Unterricht ertheile. In Folge der vielen auswärtigen Aufforderungen hat sich der Verfasser entschlossen eine gedruckte Anweisung zu liefern, welche so faßlich und vollständig ist, daß nach derselben ein jeder die Destillation auf kaltem Wege vollziehen kann.